



ALI SETHI

*Meister der*  
WÜNSCHE



Roman

dtv  
premium

»Eine großartige Familiensaga.«  
*Khaled Hosseini*

Ali Sethi

*Meister der Wünsche*

Roman

Aus dem Englischen  
von Claudia Wenner

Deutscher Taschenbuch Verlag

Man hatte mich gebeten, die Einladungen zu verteilen. Es war erschreckend. Die meisten Namen und Adressen, die in goldenem Prägedruck auf den Umschlägen standen, kannte ich nicht. Hochzeiten erforderten jedoch genau wie Beerdigungen Inszenierungen für ein Publikum, und auf der endgültigen Liste standen einhundertdreiundsiebzig Namen. Nicht viel weniger unbekannte Häuser würde ich aufsuchen müssen und deshalb war ich dankbar, dass meine Cousins Isa und Musa mir ihre Hilfe anboten.

Sie hatten sich verändert. Isa, Suris Sohn, war jetzt erwachsen,

hatte einen muskulösen Brustkasten, der wirkte, als würde er gleich rülpsen, und einen abgehärteten und doch nachsichtigen Blick. Er trug langärmelige Hemden, die er bis zum Ellenbogen hochkrempelte, und hakte die Daumen in die Taschen seiner Jeans, die an den Oberschenkeln richtig saßen und hinten, wo er sein Portemonnaie trug, aufreizend ausgewölbt waren. (Er arbeitete jetzt bei einer der neuen internationalen Banken am Main Boulevard.) Als wir uns sahen, stellte er mir viele kurze Fragen über das Leben in Amerika, die er sich gleich selbst beantwortete. Er fragte mich nach Häusern, Mieten, Steuern und Zinssätzen, übergang dann meine Antworten und äußerte eine spontane Prognose zum Wirtschaftsboom: »Zu viel und zu früh«, sagte er mit einem düsteren Kopfschütteln auf Englisch. Später am Abend hörte ich es ihn noch einmal sagen – offenbar hatte er es aus einem der neuen Wirtschaftssender im Fernsehen.

Auch Musa hatte sich verändert, aber nicht so wie Isa, dem man anmerkte, dass er mittlerweile eine gefestigte Persönlichkeit war. Musa, Hukmis Sohn, war dieses Jahr einundzwanzig geworden, er war zwei Jahre jünger als Isa (und älter als ich), wirkte aber bereits ältlich, so als hätte man ihm einen demütigenden Denkkzettel verpasst, der ihm einen Dämpfer versetzt hatte, für den er ganz dankbar zu sein schien. Er trug Sweatshirts und Baseballkappen und ging in seinem Latschgang ums Haus. Seit Wochen hatte er sich nicht mehr rasiert, und wer ihn darauf ansprach, erntete nur ein Lächeln.

»*Mullah Omar!*«, hatte ich zur Begrüßung gerufen.

»Nee, Mann«, sagte er mit einem Kopfschütteln, aus dem alles Explosive verschwunden war. »Bin jetzt ein Hippie. Keine Dramen mehr, Mann, nichts mehr von all dem Zeug.« Es war nicht ganz klar, was er meinte – früher war er aggressiv gewesen, aber das war lange her: Als wir Kinder waren, hatte er mich einmal Muttersöhnchen genannt und mich mit dem Kopf in Daadis *Gamlas* geschubst.

»Zigarette?«, fragte ich.

Er schüttelte wieder den Kopf, diesmal abwehrend. »Alte Gewohnheiten, Mann ...« Er lächelte wieder, und diese Gewohnheit gehörte wohl zu seiner neuen freundlichen Lebenseinstellung.

Sie hatten jetzt einen neuen roten Honda City, für den Isa einen Kredit bei der Bank aufgenommen hatte. Ein starker, robuster Wagen, preiswert und doch leistungsfähig; Isa zeigte ihn mir stolz, klopfte auf die glänzende Kühlerhaube und pries die gut greifenden Reifen, die, wie er behauptete, mit jedem Berg fertig wurden. »Gang einlegen«, sagte er und ließ die Hand wie ein Flugzeug durch die Luft schnellen, »und starten. Nichts weiter.«

»Einsame Spitze«, sagte Musa, der nickend dabeistand.

Ich dachte an den alten Suzuki, an dem nur noch ein Scheinwerfer funktionierte, mit dem dunklen, pelzigen Kofferraum und dem locker gewordenen Armaturenbrett. Die Erinnerung bezog sich auf die Mängel, die wir uns damals wegwünschten.

»Stabil«, sagte ich und klopfte zur Bestätigung auf die Kühlerhaube. »Jawohl. Sieht gut aus. Drehen wir eine Runde?«

»Sir«, sagte Isa zuvorkommend und hielt mir die funkelnde Tür auf.

Die meisten Häuser befanden sich im Defence-Viertel und waren leicht zu finden – die Einteilung in Sektoren war überraschend zuverlässig. Zwei Fahrten genügte, um über die Hälfte der Einladungskarten abzuliefern. Doch Gegenden wie Gulberg und Garden Town waren schwierig; die Häuser lagen nicht an der Straße, wo sich jetzt Boutiquen, Restaurants und Einkaufszentren befanden, viele noch unverputzt und von schicken Neonbildschirmen bewacht, die nachts aufleuchteten und vielversprechende Bilder von übertroffenen Standards und erreichten Zielen zeigten. Die Häuser lagen hinter diesen vorbeihuschenden Geisterbeschwörungen versteckt, in einem Wirrwar namenloser Gassen, die oft abrupt an einem leeren Grundstück endeten. Andere Gegenden waren noch seltsamer: Das eine Mal, als wir nach

Mughalpura fuhren, blieben wir in einem Gässchen stecken. Es gab hier keine Boutiquen und keine Einkaufszentren, nur kleine Läden links und rechts mit hochgezogenen Rollläden und Müllberge auf den Straßen. Unser Wagen saß zwischen einem Bus und einem Eselskarren fest und lockte eine Horde Kinder an, die über unser Missgeschick begeistert waren, mit den Fäusten auf die Kühlerhaube trommelten und die Handflächen quietschend über die Fensterscheiben zogen.

Isa kurbelte das Fenster herunter und schrie: »*Maaderchod!*«

Der Junge lachte, flitzte über die Straße und brachte sich im Schatten eines Hauses in Sicherheit. Er stand da und ballte die Faust.

»Verdammt wild«, sagte Musa, der auf dem Vordersitz saß und eine Sonnenbrille aufhatte.

Die Kinder glotzten, liefen am Wagen vorbei und an einem Bus entlang, wobei sie die Hände langsam und unbeirrt über die geschlossenen Türen gleiten ließen.

Musa sagte: »Die sind wie die Affen.« Er zündete sich eine Zigarette an und kurbelte das Fenster ein Stück herunter.

»Bildung«, sagte Isa und sah die Kinder herausfordernd an, ohne zu erklären, ob er darin das Problem oder die Lösung sah.

Den Vormittag brachten wir damit zu, Caterer und Beleuchtungs-*Wallas* in düsteren, schmutzigen Ecken von Ichhra auffindig zu machen, dann die Blumen en gros von den Ständen in Liberty zu kaufen und beim Kreisverkehr anzuhalten und mit den *Dhol-Wallas* zu verhandeln, die gestärkte silberne Turbane und gelbe Gewänder trugen und mit ihren Trommeln auf dem Fußweg saßen. Sie notierten sich die Adresse und versprachen, am Hochzeitsabend zu kommen. Doch am nächsten Tag war noch mehr zu tun, es standen neue Erledigungen an, die wieder bis nachmittags dauerten – ein langer, sonniger Nachmittag, an dem es ein wenig kühl wurde, als die große rote Sonne tief am Himmel hinter Staubwolken hing. Abends wurden wir gebeten,

Aasia und Mahin, Isas beziehungsweise Musas Schwestern, von der Schule in Muslim Town abzuholen. Sie gingen jetzt aufs Gymnasium und bereiteten sich auf die Zwischenprüfungen vor, über die sie aber kein Wort verloren. Sie saßen auf dem Rücksitz, spielten mit den Tasten ihrer Handys und überprüften die Resultate auf den leuchtenden Bildschirmen. Sie benahmen sich wie kleine Mädchen, waren aber körperlich gut entwickelt: Sie trugen kurzärmelige, moderne *Shalwar Kameezes*, die um die Taille eng und um Brust und Becken weit saßen. Aasia war älter und hatte stämmige Oberarme, über die sie sich ab und zu strich, als hätte sie dort einen juckenden Ausschlag. Sie hatte schmale Augenbrauen und trug eine modische schwarze Brille mit dicker Fassung und einen Pferdeschwanz, der locker in einem S fiel. Mahin war blass und schlaksig, auch sie trug einen Pferdeschwanz und war bis auf das auffällige, verwischte Schwarz um die Augen ungeschminkt. Beide hatten Handtaschen bei sich und waren nach jahrelangen Konflikten mit ihren Müttern zu einem ruhigen Einvernehmen gelangt: Auf einmal kamen sie ihnen verständnisvoll und seltsam vertraut vor.

Abends ging ich mit Isa und Musa zu den neuen Vergnügungs-orten: zu einer Minigolfanlage beim Center Point mit sanft ansteigenden Inseln und Springbrunnen, aus denen stoßweise buntes Wasser kam; in eine Karaokebar am Defence Market, wo Songs liefen, die noch nicht alt genug waren, um nostalgische Gefühle aufkommen zu lassen, und nicht neu genug, um das Prickeln der Gegenwart hervorzurufen; in einer halbdunklen *Shisha*-Bar im Gaddafi-Stadium saßen zwei Kellner in Westen in der geisterhaften Abwesenheit von Gästen zwischen dunklen Einrichtungsgegenständen untätig an einem Tisch. Als sie uns sahen, waren sie überrascht, sie redeten und gestikulierten, während sie uns über eine schmiedeeiserne Wendeltreppe zum Rauchzimmer brachten. Wir ließen uns auf einem Sofa am Fenster nieder, und ich sah, dass wir ein Pärchen beim Rendezvous gestört hatten: Die beiden saßen in einer Ecke, der Junge

blickte säuerlich in unsere Richtung, und das Mädchen sprach steif mit dem Tisch, so als hätte jemand, der gerade versprochen hatte, das Licht nicht anzuknippen, sein Versprechen gebrochen. Die Wasserpfeife zwischen ihnen stand jetzt verlassen da, als Beweisstück. Sie ließen die Rechnung kommen, bezahlten schnell und hielten sorgfältig Abstand voneinander.

Mehr Ausgehmöglichkeiten wurden nicht geboten. Man konnte nirgendwo anders hin. Es gab immer noch keine Bars oder Nachtclubs in Lahore oder sonstwo im Land, Alkohol war verboten. Isa sagte, das Verbot sei unnötig, weil sich sowieso keiner daran hielt. Als Beispiel für eine effizientere Regelung nannte er Dubai, wo Alkohol nur in Clubs ausgeschenkt wurde, man sich also auch keine Flasche kaufen konnte, die man mit nach Hause nahm. Das war ein besseres System, weil kleine Mengen erlaubt waren und man vor Exzessen bewahrt wurde.

»Hier bei uns«, sagte er resigniert, »geschieht alles heimlich. Alle machen alles, aber nur heimlich.« Er meinte die High Society in den Klatschspalten, von deren Welt er ausgeschlossen war. Dann zählte er in hitzigem Flüsterton ihre Laster auf: »Partyschartyts, Cola-schola, alles, was das Herz begehrt, Ecstasy *bhenchod*, Speed und Heroin.« Er hörte auf zu flüstern und sagte: »Was ist denn schon Scheißalk, Mann? Rein gar nichts.«

»Orgien«, sagte Musa mit einem verderbten, schuldbewussten Lächeln, das von seiner intendierten oder tatsächlichen Komplizenschaft kündete. »Partnertausch. In Karatschi gibt es einen Club, in dem man als Erstes die Wagenschlüssel tauscht.« Er lachte sarkastisch, als trüge er an alten, schwer zu verkraftenden Erinnerungen. »Und Schwule. Jede Menge Schwule.« Er sagte es mit einem staunenden Seufzer, mit der Sehnsucht nach einer Zeit, als schwul sein noch eine Seltenheit war, nicht eine Alltäglichkeit, mit der man jeden Augenblick zu rechnen hatte.

»Und die Bomben?«, fragte ich.

»Ja, die Bomben«, sagte Musa, der daran noch gar nicht gedacht hatte. »Die Bomben.«

»Eigentlich ändert sich alles«, sagte Isa, dessen Sehvermögen sich plötzlich drastisch schärfte, so dass er alles auf einmal sah und sich genötigt fühlte, die Hand zu heben und sie wie ein schaukelndes Floß hin und her zu bewegen. »Alles ist zu haben«, sagte er. »Alles.«

Den Alkohol bekam man immer noch von Schwarzhändlern, die immer noch Samuel, Emmanuel, Joseph und Ilyas hießen, alles Christen im Besitz einer Lizenz. Die importierten Flaschen kamen aus den Lagerbeständen der Botschaften in Islamabad und kosteten mehr in Lahore. Eines Abends machten wir uns mit dem Wagen auf, um unsere Bestände für die Hochzeit aufzustocken. Wir folgten der Wegbeschreibung des Mannes, der am Telefonschalter barsch und gereizt gewesen war und nur verschlüsselt geredet hatte (»das Zeug« stehe bereit, sagte er, fünf braune und fünf weiße). Erstaunlicherweise lag das Haus in Cantt, wo sonst nur die sehr Reichen oder Generäle außer Dienst wohnten. Auf dem Weg dorthin verirrtten wir uns. Es war schon spät; der *Maghrib Azaan* war ertönt und die Sonne war hinter den dichten, dunklen Bäumen eines Parks verschwunden. Gleich würde es Nacht und überall an den Bordsteinen würden Polizisten auftauchen, die bevorzugt Wagen wie unseren anhielten (zu reich, um arm zu sein, zu arm, um reich zu sein) und Sitze und Kofferraum mit Taschenlampen absuchten.

»Hunde«, sagte Musa, »Schmiergeldfresser.«

»Keine Sorge«, sagte Isa, der solche Fahrten schon öfter unternommen hatte.

Wir fanden das Haus in einer staubigen Gasse hinter dem Poloplatz: Es war groß und grau und hatte ein hohes, gewaltiges Tor aus blauem Eisen, neben dem auf einem weißen Plakatschild der Name des Besitzers stand. Es war nicht der Name des Schwarzhändlers, der sich nur Ashfaaq nannte.

Musa erbot sich zu klingeln.

»Nein«, sagte Isa und wählte eine Nummer auf seinem Handy.

Musa fing an, mit den Fingern aufs Armaturenbrett zu trommeln.

»Lass das«, sagte Isa.

Musa hörte auf.

»*Ji!*«, sagte Isa plötzlich lebhaft ins Telefon. »Wir stehen vor dem Tor. Ja, direkt davor. Okay, kein Problem.« Er hielt das Handy hoch, um die Telefonnummer zu überprüfen, danach warf er es ins Handschuhfach.

»Kommt er?«, fragte Musa.

Isa nickte. Er beobachtete das Tor, das schließlich quietschend und scheppernd aufging: Ein Mann tauchte auf, er hatte das Kreuz durchgedrückt, wodurch sich sein Bauch noch mehr nach vorn wölbte, und er trug einen Seesack vor sich her. Draußen vor dem Tor blieb er kurz stehen und schaute schnell nach beiden Seiten.

»Boss«, sagte Isa durchs Fenster. Er grüßte ihn flüchtig, indem er zwei Finger an die Stirn legte.

»Boss«, erwiderte der Mann mit einem breiten, jedoch zurückhaltenden Lächeln, das auch den Sitzen, dem offenen Handschuhfach, unseren Kleidern und Gesichtern galt.

»Haben Sie das Zeug?«, fragte Isa.

Der Mann reichte Isa den Sack. Er legte ihn auf seinen Schoß und tastete darin herum. Man hörte Glas klingen. »Alles klar«, er holte das Geld heraus. Er zählte es sorgfältig nach, wobei er sich immer wieder über den Zeigefinger leckte.

Der Mann sah ihm mit regloser Miene zu.

Isa hatte die Geldscheine auf den Knien gestapelt und reichte ihm das Bündel. »Und sonst? Alles in Ordnung?«

»Gott ist gnädig«, erwiderte der Mann und legte dabei die Hand aufs Herz.

Isa behielt seinen zufriedenen Blick und wendete den Wagen. Er fuhr mit gleichbleibender Geschwindigkeit die Gasse entlang und dann auf die Straße, wo er sich vom Bordstein fernhielt und die Scheinwerfer ausschaltete, wenn Kontrollen in der Nähe

waren. Dann sahen wir die Sherpao-Brücke vor uns aufragen, über die Wind und Lichter fegten: Die Erinnerung übermannete mich, und plötzlich hatte ich das Gefühl, in einem anderen Wagen zu sitzen, zusammen mit meiner Cousine, die das Gesicht zum Fenster gedreht hatte und auf einen Nervenkitzel wartete, der längst vorüber war.

Als ich jetzt genau hinschaute, stellte ich fest, dass der Horizont nicht zu sehen war, nur die Lichter der Häuser, die in der Dunkelheit aufleuchteten.

An den Tagen vor der Hochzeit durfte niemand die Braut zu Gesicht bekommen. Sie würde am letzten Abend entschleiert werden, wenn beide Familien eine Reihe von Hochzeitsritualen vollzogen hatten, die mit einem Milaad begannen. Es fand an einem Werktag abends in unserem Haus statt. Der Verandaboden war mit weißen Bettlaken bedeckt, die im rechten Winkel übereinanderlagen und mit rotbraunen Samtkissen übersät waren – eine Leihgabe aus einem Laden in Canal Park. Die Zeremonie war nur für die Frauen; sie stellten ihre Schuhe am Eingang ab, setzten sich in Reihen feierlich auf den Boden und wiegten ihre bedeckten Köpfe zu traurigen Liedern zum Lob des Propheten. Dann fuhren wir zu einem *Dholki* ins Haus des Bräutigams. Wir fuhren mit zwei Wagen. Die Männer waren in frisch gestärkte weiße Baumwolle und die Frauen in mehr oder weniger auffällige Stoffe gehüllt und folgten Daadi, die cremefarbene Seide und ein Perlenhalsband trug und, ihren zerbrechlichen Arm in Nasims Armbeuge geschoben, auf das Haus zuing. Am Eingang regneten Rosenblätter auf uns herab. Man reichte sich die Hände und küsste einander auf die Wange. Ein Fotograf kniete nieder und machte Fotos. Wir wurden auf den umzäunten Rasen geführt und gebeten, uns auf die Stühle in der ersten Reihe zu setzen, Daadi in der Mitte und Nasim ihr zu Füßen auf dem Teppich. Sie fing sofort an, Daadi mit Papiertüchern zu überhäufen, um zu zeigen, dass wir uns um

unsere älteren Familienmitglieder kümmerten, die sich in einer fremden Umgebung befanden. Suri und Hukmi ließen zweimal einen Diener mit einem Glas Wasser für Daadi kommen, und meine Mutter beugte sich mehrmals zu ihr, um ihr die Namen der Gäste zu nennen und sie in der weitverzweigten Familie zu lokalisieren, die sich da zusammenfand. Daadi hörte zu, ohne die leiseste Überraschung zu zeigen, so als bestätige alles, was man ihr soeben mitgeteilt hatte, nur Dinge, die schon früher einmal zur Sprache gekommen waren.

Dann begannen die Tänze. Erst tanzten die Tanten des Bräutigams eine *Laddi* in langsamen, kontrollierten Kreisen. Ihre *Dupattas* waren wie Schärpen quer über die Brust gebunden und rutschten, wenn sie sich bückten und klatschten. Es folgten die jungen Männer des Klans und tanzten einen wilden *Bhangra*. Sie trugen alle die gleichen schwarzen *Kurtas* und zusammengerollte gelbe Halstücher, sie warfen die Beine in die Luft und stießen mit den Zeigefingern nach oben. Plötzlich wurde es ganz still und jemand rief: »Tantchen! Tantchen ist dran!« Unter Pfeifen und Johlen erhob sich eine wohl erhaltene Frau aus der sitzenden Menge und trat mit selbstsicheren, jugendlichen Schritten in die Mitte der Tanzfläche. Ihr goldener Sari blinkte an manchen Stellen wie Messing. Mit dem Fuß schlug sie den Takt zu den schneller werdenden Trommelschlägen, sie hielt dabei die Augen geschlossen und rieb den klobigen Anhänger, den sie um den Hals trug. Sie stimmte sich ein. Und jetzt, da ihre Füße sich bereits bewegten, fing sie ganz langsam an zu tanzen, wobei sie ihrem Tanz nur mit Mund, Augen und Augenbrauen und einer gelegentlichen schnellen Drehung ihrer Hand Ausdruck verlieh. Daadi sah ihr zu, die Hände im Schoß gefaltet. Sie sah, wie die Tante lächelnd die Augen schloss, im Kreis tanzte, stolperte und sich dann mit finsterem Blick und geballten Fäusten wehrte, als eine besorgte Verwandte versuchte, sie wegzuzerren.

Später waren sich alle einig, dass es eine höchstens mittel-mäßige Veranstaltung gewesen war und dass die Angehörigen

des Bräutigams ungestüm, ungehobelt und überherzlich, aber in ihrem Mangel an Kultiviertheit seltsam liebenswert gewesen seien. Auf diese Weise wurde die erste Niederlage der Gegenseite vermessen und mit dem Erfolg verglichen, den wir erwartungsgemäß haben würden.

Doch als Nächstes kam eine Dholki-Party, die Aasia und Mahin organisiert hatten, weswegen das Tanzen ihren Freunden und Freundinnen oblag, die sie zum Teil noch nicht lange kannten und die jetzt auf sich warten ließen. Nach dem Abendessen erschienen sie schließlich nach und nach auf dem Rasen, die Mädchen in langen, fließenden Röcken und kurzen Blusen, die Jungen in dunklen Blazern und Schultertüchern über schlichten Shalwar Kameezes. Als sie eintrafen, stieg die Erregung der Gäste: Man sprach über die bevorstehenden Tänze und mutmaßte, welche Paare sich bilden würden. Die Jungen und Mädchen stellten sich in einer Ecke zum Tanz auf und folgten dabei den Anweisungen eines Mädchens namens Bushra. Sie stammte aus Dubai, war schlank und rosig und hatte ihr Haar zu einer Hochfrisur aufgetürmt. Sie instruierte ihre Untergebenen mit schnellen, schneidenden Armbewegungen. Einem Gerücht zufolge, das ein redseliger Modeschöpfer in die Welt gesetzt hatte und das jetzt die Runde zu machen begann, hatte sie bei einem Fototermin die Beherrschung verloren; sie war Fotomodell oder war es früher gewesen und hatte ein Fotoshooting für eine Zeitschrift oder Zeitung gehabt; die Geschichte gelangte bis zur Veranda, die durch einen Paravent in einen Raum verwandelt worden war, wo die Männer mit ihren Drinks stehen und plaudern konnten. Isas Kollegen von der Bank waren dort, und Musa versuchte vergeblich, mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Er nickte ein wenig zu oft, lachte unpassenderweise schallend und trotzte seiner immer augenfälligeren Niederlage, indem er gegen sie antrank, statt sich zu ergeben. Bald war er in schmerzlichen Erinnerungen verloren und starrte mit der Verachtung des Betrunkenen auf die Nüchternen in ihrer großen Dummheit. Man sah, wie er

jemandem mit dem Finger drohte, dann verschmitzt lächelte und über Darlehen sprach. Danach konzentrierte er sich auf Bushra, die gerade mit dem Tanz beginnen wollte – immer wieder verkündete er mit ungebrochener Begeisterung dasselbe, was nicht ohne Wirkung auf das Grüppchen blieb: Es löste sich auf und formierte sich zu einer klatschenden Zuschauermenge um. Bushra tanzte allein zu einem temporeichen Lied über einen Schleier, den der Geliebte der Sängerin berühren sollte: Sie tanzte hin und her, ihren eigenen Schleier fest in Händen, warf sich immer wieder nach vorn und richtete sich wieder auf. Aus den Gesichtern der Zuschauerinnen sprach Bewunderung, Schockiertheit, Entzücken und zunehmendes Interesse, aber auch Langeweile und leichte Verachtung. Die meisten wirkten ernst und nachdenklich. Plötzlich war Bushra fort; sie hatte sich abrupt hingeworfen, und ein Junge tanzte an ihrer Stelle jetzt weiter. Sein Tanz war eine kühne Antwort des Geliebten auf den Liedteil über den Schleier. Auch der Junge war hellhäutig. Er tanzte mit langsamen Schulterbewegungen, die augenblicklich einen starken sexuellen Reiz erzeugten: Sein Tanz war hoherotisch, und die Männer, die in einem Grüppchen an der Seite standen, reagierten unmittelbar, indem sie ihn ansportelten und ihm zum Zeichen der Anerkennung kopfnickend zulächelten, während die Frauen von einem ansteckenden Glucksen befallen wurden und schüchtern die Hand vor den Mund hielten. Es folgten das nächste Lied und ein weiterer Tanz, der sich kaum vom vorigen unterschied und die Zuschauer deshalb nicht mehr zu fesseln vermochte. Zunehmende Unruhe breitete sich aus. Es kam der Moment, da die Tanzfläche leer war, die Musik jedoch weiterspielte. Ein Onkel drang als Erster händeklatschend in die Leere ein. Jetzt gehörte der Abend allen Gästen, fast eine Stunde lang herrschte die große Demokratie des Tanzens, die dann durch kleine Fahnenfluchten allmählich dahinschwand: durch Abschied und Aufbruch und seltsam sorgenvolle Blicke, dem Bekenntnis zu einer unwandelbaren Wahrheit, die gegen Ende immer spürbar wurde.

Und dann kam der große Tag. Mandelförmige Lichter leuchteten an der Gartenmauer, am Frangipani-Baum neben dem Rasen und rings um die Verandasäulen. Eine Blaskapelle war am Eingang postiert und hatte Anweisung, mit dem Hauptstück auf den Bräutigam und sein Gefolge zu warten. Zum Zeitvertreib spielte die Band patriotische Weisen und erregte damit die Aufmerksamkeit der *Mirasis*: Sie kamen in ihren zerlumpten Kleidern zum Tor und standen hinter ihrem Anführer, der in der einen Hand ein Tamburin hatte und die andere aufhielt. Er stimmte einen langen melodischen Segen an, zu dessen ritueller Vervollständigung Almosen gehörten. Als niemand zu ihnen kam, schlugen sie ihre Tamburins und sangen traditionelle Hochzeitslieder. Der Blaskapellmeister ging nach draußen und sagte ihnen, sie sollten verschwinden; die *Mirasis* brachen ihr Lied ab und starrten ihn vorwurfsvoll an. Der Kapellmeister ging wieder hinein und beschwerte sich. Nach einer Weile bekamen die *Mirasis* ihr Geld und gingen fort, und die Blaskapelle spielte weiter patriotische Weisen.

In der Einfahrt hatte der Caterer lange Tische aufgestellt, auf denen die noch leeren Stahlschüsseln mit angehobenen Deckeln aufgereiht standen. Direkt davor lagen reihenweise Gabeln, Löffel und Messer, und auf jedem Tisch befanden sich Salate und Chutneys, manche *desi*, manche europäisch. Aus der Küche eilten Bedienstete in weißen Livreen und brachten Edelstahltablets unter den *Shamiana*, das über dem Rasen aufgespannte, sich bauschende weiße Zeltdach. Die Gäste saßen dort auf Stühlen oder standen um Holzkohlegrills und drehten sich immer wieder zur Bühne um, auf der vor einem Paravent aus herabhängenden Girlanden ein Sofa stand. Es war leer und wartete auf das Brautpaar, das nach dem Abendessen dort sitzen sollte. Doch zuerst musste sich der *Shamiana* füllen. Endlich wurde zum Abendessen gerufen, und die Gäste bildeten eine Schlange an den Tischen in der Einfahrt, um dann mit vollen Tellern und gefüllten Gläsern zum Rasen zurückzukehren, wo plötzlich laut

und hektisch geplaudert wurde, während die Blaskapelle in voller Lautstärke herüberlärte.

Im Haus, weit weg von der Musik und dem Gelächter, beklagte sich die Braut. »Das Ding ist zu eng«, murzte Samar Api. »Ich krieg überhaupt keine Luft mehr.«

»Versuch mal, aufrecht zu sitzen«, schlug ich vor.

Sie saß im Schneidersitz krumm auf dem Bett und warf verweifelnde Blicke zur Decke. Ihre Augenbrauen, die man ihr in einer siebenstündigen Sitzung im Schönheitssalon mühsam zu steilen Bögen gezupft hatte, waren jetzt an den Seiten seltsam eckig, was ihr einen listigen und beinahe lustigen Gesichtsausdruck verlieh. Wenn sie die Augenbrauen hochzog, bildeten sich auf ihrer Stirn Risse im Make-up, da es nicht richtig aufgetragen worden war. Wenn sie seufzte, hoben sich ihre Ärmel und man sah die ockerfarbene, nackte Haut darunter. Sie zerrte aufgeregt an ihrer Bluse. Sterne fielen auf den Teppich.

»Hör auf damit.« Meine Mutter war ins Zimmer gekommen. Sie hatte ein Bündel Umschläge in der Hand. »Du ruinierst noch das Kleid.« Sie ließ die Umschläge in Samar Apis Schoß fallen und fing an, mit den Fingern zu zählen: »Fünftausend von Mrs Khokhar, zehn von Mrs Zaidi und eine Kristallkaraffe von den Shahs. Das wären fünfzehn plus das Geschenk. Schreib das auf.«

»Meine Bluse ist zu eng«, sagte Samar Api.

»Oh Gott«, sagte meine Mutter.

»Und das Make-up geht ab.«

»Das hab ich kommen sehen.«

»Ich kann so nicht nach draußen.«

»Typisch.«

»Es geht wirklich nicht.«

Meine Mutter sagte nichts. Sie warf mir einen schnellen, gekränkten Blick zu und marschierte aus dem Zimmer. Vom Fenster aus sah ich, wie sie auf den Rasen zurückging und den Mund für die Gäste zu einem Lächeln verzog.

»Hast du es dabei?«

»Ja«, sagte ich und zog eine kleine Flasche aus der Hosentasche.

Sie nahm sie in die Hand, warf einen kurzen Blick darauf, beugte den Kopf weit zurück und trank. Das Zeug war stärker, als sie gedacht hatte; sie würgte, machte ein Gesicht wie ein Fisch und tastete unter dem Bett nach ihren Zigaretten.

»Immer mit der Ruhe«, sagte ich.

»Du hast gut reden.«

»Ich mein doch nur ...«

»Bitte nicht.« Sie steckte sich eine Marlboro an und schielte durch den Rauch. Diesmal auf den Geschmack vorbereitet, trank sie noch einen Schluck aus der Flasche, sicherheitshalber mit geschlossenen Augen. »Meinst du, sie ist jetzt böse?«

»Ach komm«, sagte ich und nahm ihr das Fläschchen aus der Hand. »Du weißt doch, wie sie ist.«

»Schon, aber trotzdem –«

»Nein –«

»Nein, ich weiß –«

Wir schwiegen. Das Zimmer füllte sich mit Geräuschen von draußen.

»Ist er schon da?«, wollte sie wissen.

»Er muss jeden Moment kommen«, sagte ich mit einem Blick zum Fenster. »Jeden Moment.«

Wir sind zusammen aufgewachsen, im selben Haus. Eigentlich ist sie die Cousine meines Vaters: Ihre Mutter Chhoti war Daadis jüngere Schwester und wohnte mit ihrem Mann in Barampur, einem kleinen Dorf, das ihr nicht gefiel und in dem ihr einziges Kind nicht aufwachsen sollte. Deshalb schickte sie Samar Api im Alter von zwei Jahren zu Daadi nach Lahore. Zwei Jahre später kam ich auf die Welt. Wenn Samar Api mir böse war, pochte sie zwar darauf, dass sie meine Tante sei und daher ein Recht auf respektvolle Behandlung habe, aber wir wurden von Anfang an in der Vorstellung erzogen, dass wir zum selben Wurf gehörten.

Wir waren nicht allein. Suri und Hukmi gingen oft nachmittags fort und ließen ihre Kinder bei Daadi. Aasia und Mahin spielten im Haus mit ihren Spielsachen und stritten sich, Isa und Musa spielten auf der Veranda Squash und mit den Nachbarsjungen Cricket auf dem Rasen. Manchmal durfte ich mitspielen: Ich musste in der Einfahrt warten, dann durfte ich den Ball auffangen und zurückwerfen oder hinter dem Tor stehen. In diesem Fall erklärten sie, mir fehle das nötige Geschick für Cricket, oder sie erklärten gar nichts und spielten allein weiter. Sie stellten von Anfang an klar, dass ich nicht zu ihnen gehörte, weil sie nämlich alle Väter hätten, während mein Vater mich verlassen hatte und im Himmel war.

Mein Vater, Sami Shirazi, war Oberleutnant in der pakistanischen Luftwaffe. Ich bin ihm nie begegnet. Er starb, als ich minus zwei Monate alt war; meine Mutter war hochschwanger, als die Familie von seinem Tod erfuhr. Er flog einen neuen Flugzeugtyp über die Sonmiani Hills, als die Steuersäule blockierte und das Flugzeug außer Kontrolle geriet.

Mehr erfuhr ich nicht. Man erzählte mir beispielsweise nicht, dass meine Mutter, die am Telefon war, als der Staffelkapitän anrief, den Hörer fallen gelassen hatte, mit einer Hand am Bauch auf den Rasen hinausgerannt war und mit aller Kraft versucht hatte, sich zu übergeben. Ich erfuhr auch nicht, dass in aller Stille getrauert wurde – Unfälle der Luftwaffe durften nicht hochgespielt werden – und dass das Begräbnis sehr schlicht ausfiel. Jedenfalls hatte nichts den Absturz überlebt, nur ein paar unverwüstliche Teile aus dem Flugzeuginneren, die zur Untersuchung einbehalten wurden. Daadi ertrug die Nachricht nicht. Sie suchte nach ihren Schlaftabletten und verabschiedete sich geistig. Suri und Hukmi saßen an ihrem Bett und strichen ihr über den Rücken, sprachen tröstende Worte, wenn sie aufwachte, brachten sie dazu, Wasser zu trinken und im Zimmer auf und ab zu gehen, und redeten ihr dann gut zu, sich wieder schlafen zu legen. So verging ein Tag nach dem anderen, bis meine Mutter eines Nachmittags mit einem Baby im Arm ins Zimmer kam und Daadi sich aufsetzte, das Baby entgegennahm und sah, dass es ihr stark ähnelte. Aus ihrem zitternden Mund drangen nur zwei Worte: »Mein Enkel.« Dann heulte sie plötzlich laut auf. Suri und Hukmi strichen ihr über den Rücken, und meine Mutter nahm ihr das Baby aus dem Arm und drückte es an ihre Brust, wobei sie angestrengt versuchte, die Tränen zu unterdrücken.

So erfuhr ich, dass ich Daadi übergeben wurde, um den Tod ihres Sohnes wettzumachen. »Denk dran«, sagte sie immer und deutete dabei zur Zimmerdecke, »Allah nimmt mit der einen Hand und mit der anderen gibt Er. Dich hat Er uns gegeben.«

Sie brachte mir bei, meinen Vater auf den Fotos auf dem Kamin-sims zu erkennen. Auf dem ersten war er ein sechsjähriger Junge, der mit seinem ersten Kricketschläger posierte. Seine Haare waren an beiden Seiten zu zwei ordentlichen Flügeln gekämmt, und dazwischen floss sein Scheitel. Er machte ein schuld bewusstes Gesicht: Sein Blick war starr vor Schreck, und man sah ein Stückchen Zunge – er hatte etwas Aufregendes, Abenteuerliches getan, was ihm hinterher leidtat, und das versuchte er jetzt zu verbergen. Suri und Hukmi, die neun beziehungsweise sieben Jahre alt waren, standen hinter ihm, in den gleichen Kleidchen. Sie hatten die Fäuste geballt und das Kinn angehoben, wussten genau, dass sie fotografiert wurden, und blickten misstrauisch in die Kamera.

Mit siebzehn immatrikulierte sich mein Vater an der Air Force Academy in Risalpur. Auf dem nächsten Foto war er ein junger Mann, ein Offiziersanwärter wie seine Mannschaftskameraden, mit denen er sich nach einem Hockeyspiel für das Foto aufgestellt hatte. Er trug ein ärmelloses Trikot und stand mit herausgedrückter Brust da; er hatte das letzte Tor geschossen und seiner Mannschaft damit zum Sieg verholfen; von der Anstrengung hatte er noch Herzklopfen. Der Junge neben ihm fängt gerade an zu lachen. Mein Vater hat einen Witz über den Fotografen gemacht, und sein Freund versucht, das Lachen zu unterdrücken. Die anderen Jungen machen dem Trainer zuliebe finstere Mienen: Der sitzt im Trainingsanzug in der Mitte auf einem Stuhl, ein Mann mittleren Alters mit Hängebacken, einem dunklen, nüchternen Gesicht, gefärbtem, zurückgekämmtem Haar und streng auf den Knien platzierten Fäusten. Auf dem vergilbten Karton unter dem Foto standen die Namen: *Zweite Reihe, v. l. n. r. (stehend): M. Khalil, B. Jabbar, S. Shirazi ...*

Doch dann wuchs er aus der Scherzboldrolle heraus, machte Examen, bestand die verschiedenen Tests und Umschulungskurse und stand schließlich vor seinem ersten Flug neben dem Jet, um für ein Foto zu posieren; er trug seinen *Anti-g-Anzug*,

stand in der Sonne und hatte die Stirn in Falten gelegt; innerlich bereitete er sich auf den Flug vor, auch wenn er sich nicht richtig vorstellen konnte, wie er sich fühlen würde. Er hielt den neuen, noch nie getragenen Helm auf Herzhöhe. »Für meine Mutter« stand in schneller, schlaufiger Schrift unter dem Foto, »in Liebe, Sami«.

»Sieh mal«, sagte Daadi und nahm das Foto zwischen den anderen Bildern auf dem Kaminsims heraus. »So ein flotter junger Mann war dein Vater.«

In Daadis Zimmer war mein Vater ein flotter junger Mann. Doch im Zimmer meiner Mutter war er jemand anders: ein aufgesplitteter Mann, der in vielen Gegenständen weiterlebte. Die paar Bücher, die er besessen hatte, bewahrte meine Mutter separat in der untersten Schublade ihres Nachttischs auf, der einmal ihm gehört hatte. Es waren Fliegerbücher wie die *Enzyklopädie der Luftfahrt für Piloten* und *Kurze Geschichte der pakistanischen Luftwaffe: Ein authentischer Bericht*, außerdem Gedichte von Faiz auf Urdu und Englisch, in schwarzem, kostbarem Druck auf steifem, künstlich vergilbtem Papier. Manche Seiten waren an den Ecken umgeknickt.

»Die *Ghazals*, die er mochte, hat er auswendig gelernt«, sagte meine Mutter. »Und manchmal hat er versucht, sie mir vorzusingen.«

Ich erzählte es Daadi.

Sie hob das Kinn, faltete die Hände im Schoß und sagte: »Davon weiß ich nichts. Ich weiß nur, dass er ein sehr ernster junger Mann war.«

Aber manche Fotos, die bei meiner Mutter standen, zeugten von seinen Launen. Eines Morgens ruderte er völlig unrasiert in einem Boot auf einen See oder Fluss hinaus – hinter ihm war nur ein Streifen Wasser zu sehen –, er hatte ungewaschenes, ungekämmtes Haar und wegen des grellen Lichts fast geschlossene Augen. Meine Mutter sagte, er sehe so aus, weil er am Abend zu-

vor sehr viel Alkohol getrunken hätte. »Quatsch«, sagte Daadi. »Wer hat dir denn so was erzählt? Er hat das Zeug nie angerührt, niemals. Er hat es immer abgelehnt.«

Ich erzählte es meiner Mutter.

Sie sagte: »Das ist Wunschenken.«

»Warum sagt sie so was?«

»Weil sie seine Mutter ist. Für sie lebt er weiter. Man braucht etwas, an das man glauben kann.«

Sie lag im Bett und versuchte ein Buch zu lesen.

Ich sagte: »Auch wenn es nicht stimmt?«

Sie ließ das Buch sinken, überlegte und erwiderte: »Was wahr ist, ist manchmal schwer zu sagen. Der eine hat seine Sicht der Dinge, der andere eine andere. Man kann bei seinen Ansichten bleiben, solange sie andere Menschen nicht am Leben hindern. Du kannst mir nicht sagen, dass deine Ansichten besser sind als meine. Das würde mir nicht gefallen. Und dir umgekehrt sicher auch nicht.«

Doch Daadi hatte gesagt: »Die Wahrheit existiert immer, egal ob du an sie glaubst oder nicht.«

Daher versuchte ich an das zu glauben, was von meinem Vater übrig war: Ich sah mir seine Fotos an und las seine Bücher.

*Die indische Armee hatte auf die gesetzwidrig in Kaschmir eingedrungenen pakistanischen Truppen energisch reagiert. In einer doppelten Zangenbewegung bei Badori hatte Indien den strategisch wichtigen Haji-Pir-Pass erobert. Zentrale Gebiete in Azad Kaschmir, einschließlich der Städte Muzaffarabad und Mirpur, waren in Gefahr. Der einzige Ausweg in dieser kritischen Lage war ein Ablenkungsmanöver.*

Der glänzende Anti-g-Anzug hing im Schrank bereit.

*So begann am 1. September 1965 in den frühen Morgenstunden die Operation ›Grand Slam‹. Es war ein wagemutiger Plan, der die Inder völlig überrumpelte.*

Er stand neben dem Jet, den Helm ans Herz gedrückt. Zum ersten Mal würde er allein fliegen.

*Mit Unterstützung von starkem Artilleriefeuer begannen die pakistanischen Streitkräfte, bestehend aus einer Infanteriedivision und zwei Panzerregimentern, den Angriff auf die indischen Stellungen.*

Er versuchte, die Steuersäule zu bewegen, aber sie klemmte.

*Zahlenmäßig und an Waffenkraft unterlegen, befand sich der Brigadegeneral Man Mohan Singh, Befehlshaber der 191. Infanteriebrigade, in einer kritischen Lage.*

Das Flugzeug bebte.

*Er rief verzweifelt nach Luftunterstützung.*

Doch das Flugzeug stürzte ab, und er starb noch einmal.

»Gute Nacht«, sagte meine Mutter. Sie hatte ihr Buch zugeklappt, legte es auf den Nachttisch, streckte die Hand nach der Lampe aus und löschte das Licht.

Doch im Dunkeln lebten die Gedanken weiter. Sie veränderten ihre Gestalt und wurden zu stillen Wünschen an den toten Vater, der immer irgendwo war, selbst nach seinem Tod, selbst als man wusste, er würde nie mehr antworten, lebte er weiter und hörte zu.